

ZWEI

Wenn die »Bruderschaft des Heiligen Jakob« die Vorstellung einer finsternen Freimaurersekte erweckt, so klingt das Angebot, ihren Pilger-Workshop zu besuchen, nach Zwangsarbeit in einer sauerstoffarmen, mit Torf befeuerten Gießerei. Insofern war es fast eine Enttäuschung, als ich an einem schönen Samstagmorgen im März in einen Gemeindegarten im Süden Londons marschierte und ihn nicht etwa vom Jammern und Stöhnen der Verdammten und dem schwerfälligen Keuchen großer Blasebälge erfüllt vorfand, sondern lediglich viele wattierte Strickjacken und Nescafé im Styroporbecher sah.

Ein paar scharfsinnig dreinblickende, nachlässig frisierte Akademiker, zwei unerschrockene Emanzen, einige mit Notizbüchern bewaffnete Eigenbrötler und jede Menge harmlose Langweiler mit Apfelbäckchen: Genauso gut hätte es ein Treffen der Wandervögel sein können. Als ich mich umsah und feststellte, dass ich mit großer Wahrscheinlichkeit der jüngste Abgesandte war, wurde ich mir der unabänderlichen Tatsache bewusst, dass diese Wallfahrt eher ein Zeitvertreib für Senioren war. Der typische Pilger des Mittelalters war kein König oder Bischof, sondern ein Leibeigener, der erst dann die Erlaubnis für einen Gang nach Santiago erhielt, wenn sein Herr auch das letzte bisschen produktiver Arbeitskraft aus ihm herausgeholt hatte. Damals wäre das mit etwa 45 Jahren gewesen. Das Rentenalter ist seitdem zwar ein wenig nach oben geschraubt worden, aber alle um mich herum waren noch immer Lohnsklaven, denen die verspätete Freiheit gewährt worden war. Wie auf Kommando erhob sich ein Kerl mit Bart und Karohemd, der gerade von Canterbury nach

Santiago gegangen war (»Aaah – genau so muss man es machen«, murmelte jemand anerkennend), um sich an die etwa einhundert Mochtegern-Pilger zu wenden.

»Hartherzigkeit und Eigensucht«, sagte er und ließ seine glühenden Augen durch den Saal schweifen: »Dies sind eure Steine, lasst sie in Santiago zurück.«

Na bitte, das klang schon besser. Es war nicht leicht, diese herzallerliebsten Schlafmützen mit Santiagos spirituellem Wiederaufleben in letzter Zeit in Einklang zu bringen, eine Renaissance die zu einem Anstieg der jährlichen Pilgerzahl von 2.500 im Jahre 1986 auf 154.000 im heiligen Jahr 1999 geführt hatte. Man konnte sich ohne weiteres vorstellen, dass sie freiwillig ein *Refugio* neu verkabelten oder jene gelben Pfeile auf Wände und Asphalt malten, die heutzutage die Route kennzeichnen. Aber nicht, so schien mir, dass sie an der Art von Abenteuer teilnahmen, über die ich in letzter Zeit in den Erfahrungsberichten zeitgenössischer Pilger gelesen hatte.

Würde etwa der bärtige kleine Mann zu meiner Rechten jemals einer kalifornischen Anthropologin anvertrauen, dass er auf der Straße nach Santiago jeden Morgen mit einer gewaltigen Erektion aufgewacht ist? Würde die unscheinbare Bibliothekarin zu meiner Linken derselben Gelehrten enthüllen, dass der Klang von Kirchenglocken ihr während der gesamten Wallfahrt lustvolle Orgasmen bereitet hatte? Beinahe hätte man sich vorstellen können, dass der aktuelle Redner, wie vier Jahre zuvor ein deutscher Zahnarzt, die gesamte Strecke ohne jegliche Nahrungsaufnahme bewältigt hatte – aber eben nur beinahe. Und natürlich spielte auch ich nur kurz mit dem Gedanken, aufzuspringen und mich in eine barfüßige Shirley MacLaine zu verwandeln, die uns alle mahnt, unseren Frieden mit den uralten Instinkten zu schließen und der Suche nach Freude als der moralischen Verpflichtung der Menschheit gerecht zu werden.

Um die Gründe für die Wiedergeburt des Camino aufzuspüren, hatte ich zurück an seinen eigentlichen Ursprung gehen müssen, und das bedeutete, über die Zeit des Heiligen Jakob hinaus. Ich hatte diese Suche ohnehin mit der Auffassung angetreten, religiöser Glaube sei

eine Form wahnhafter Verblödung, doch ich traf bald auf noch ganz andere Varianten. Shirley MacLaine erwähnt den Heiligen Jakob in ihrem vage als Bericht über ihre Wanderung von St Jean nach Santiago angekündigten Buch »Der Jakobsweg« nur zwei Mal, einmal ganz am Anfang und einmal ganz am Ende. Für Shirley, und nicht nur für sie, liegen die Wurzeln der Pilgerfahrt viel tiefer: Es ist ein Weg, der mindestens so alt ist wie die Kelten; ein Weg, der – einatmen, ausatmen – entlang von Energielinien in der Erdkruste führt; ein Weg, der direkt unter der Milchstraße liegt und nicht in Santiago endet, sondern weiter westlich an der Küste, in Finisterre.

Wie keltische Kartografen errechnet hatten, bildet dieses ins Meer ragende Kap das Ende der bekannten Welt (Es wäre unfair, sie dafür zu kritisieren, den noch weiter westlich gelegenen Westzipfel von Irland übersehen zu haben. Ohne dieses Versäumnis wäre ihren gälischen Brüdern aber eine ziemlich lange Wanderschaft erspart geblieben). Bei den Kelten stand die Anbetung der Sonne ganz hoch im Kurs, und es ist verlockend, den Camino, der geradewegs auf diese ganz im Westen gelegene Klippe hinführt, als eine direkte Linie zum Sonnenuntergang zu betrachten. Zudem wurden einige der Steinhäufen, die von Wanderern entlang des Weges aufgetürmt worden sind, auf vorrömische Zeit datiert.

Shirley MacLaine, die bekannteste unter den Zehntausenden von Amerikanern, die sich seit der Renaissance des Camino auf die beschwerliche Reise nach Santiago gemacht haben, ging den Jakobsweg, um – wohlgemerkt, ich zitiere – die zerstörerische Auflösung unserer Seelen zu begreifen. »Ich kam zu der Überzeugung, dass die Oberfläche der Erde Materie und Form ist, durch die eine höhere elektromagnetische spirituelle Energie fließt«, heißt es im Prolog ihres Buches. Zu den späteren Highlights gehört: »Ich beschloss, dass mein Stock männlich war«, »Im Sternzeichen Stier Geborene wandern gerne mit Gewichten an den Füßen« und »War das Leben mein Gorilla?«

Shirley wird den meisten Teil ihres Weges von einem Engel begleitet, der nach Vanille duftet, enthüllt, dass der ermordete schwe-

dische Premierminister Olof Palme der wiedergeborene Karl der Große war, und beschreibt ausführlich – tatsächlich auf mehr als der Hälfte der 320 Seiten des Buches – ihre Geburt in einem mit einer goldenen Flüssigkeit gefüllten Gefäß zu einem unbekanntem Zeitpunkt in der Geschichte des Kosmos im inzwischen untergegangenen Reich Lemuria (in dem die Temperatur nie unter elf Grad sinkt und sich bunte, elektromagnetische Echsen den Himmel mit außerirdischen Kristalltransportern teilen).

Shirleys Buch ist so unfassbar durchgeknallt, dass es zum Himmel schreit. Ein Buch, bei dem jeder andere Name als der einer Hollywood-Legende auf dem Cover dafür gesorgt hätte, dass Pfleger mit sanftem Lächeln an der Tür des Autors erschienen wären. Dennoch hat »Der Jakobsweg« zahlreiche Pilgerfahrten inspiriert, und als ich die letzte Seite erreichte (auf der sich, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, mittlerweile die Kugelschreiberzeichnung einer Frau findet, die in einer Zwangsjacke zu einem Ambulanzwagen geführt wird), glaubte ich zu verstehen, warum das so war. Genauso, wie ich jeden aufrechten Christen für seinen reizvollen Glauben an ein ewiges Paradies beneidete, beneidete ich in gewisser Weise auch Shirley: Ein Bewusstsein für die eigene Bestimmung im Leben, verstärkte ätherische Vibrationen im Gehirn, die multidimensionale Präsenz von Gnomen, Elfen und Trollen – was sollte man daran auszusetzen haben?

Die Esoterik hatte Antworten auf all die wichtigen Fragen parat, um die sich zuvor die organisierte Religion gekümmert hatte: Dies war der Nährboden der Pilgerbewegung. An seinem radikalen MacLaineschen Flügel tummelten sich diejenigen, die glaubten, den Camino entlang seien verschlüsselte Botschaften für uns hinterlassen worden, und er sei wegen der außergewöhnlichen Zahl von Ortschaften, die er passierte, die das spanische Wort für Gans im Namen führen (nun ja, zwei immerhin sind es), auf geheimnisvolle Weise jenseits unserer Vorstellungskraft mit einem traditionellen Zeitvertreib namens Gänsepiel verbunden.

Die eher gemäßigten Vertreter konnten sich auf die Formel einigen, die ich in der Einführung eines anderen Buches gefunden hatte: »Der

Camino verkörpert die Sehnsucht der Menschen, sich auf eine Suche jenseits des Ichs zu begeben und in die Tiefen der Seele einzutauchen.« Ein wenig Geheimnis, etwas innewohnende Energie – irgendwie hatte das alles seinen Reiz, der Camino, seine kosmische Aura, seine heidnische und post-heidnische Geschichte. Man betrat ihn und wandelte im Schatten der Vergangenheit. Die Abermillionen von Pilgern im Mittelalter hatten sicherlich mehr hinterlassen als bloß Fußspuren.

Hier hatten wir es mit Leuten zu tun, die nach Santiago gingen und, wie es die Tradition verlangte, die goldene Statue des Apostels umarmten, dann den Bus nach Finisterre nahmen, um dort ihre Kleider am Strand zu verbrennen und nackt in den tosenden Atlantik zu laufen. Genau das waren in der Tat meine Leute hier beim Pilger-Workshop, und einer von ihnen stand jetzt vor mir und sprach von innerer Transformation und erwideter Güte.

»Wenn du vor den Altar trittst und den Heiligen Jakob umarmst«, beendete der Mann im Karohemd feierlich seine Predigt, »verbinden sich alte und neue Freunde zu einem neuen Selbst.«

Ich schaute mich im Saal um: der neue Er, die neue Sie... das neue Ich. War ich dafür wirklich bereit? Oder für den leicht anmaßenden Augenkontakt, der damit einher ging? »Ich hoffe wirklich, dass es mich verändern wird«, flüsterte der kleine Kerl neben mir in angemessenem Tonfall, als wir uns zur Kaffeepause erhoben. »Ich weiß nicht, ob mir das Angst macht oder nicht.« Eins stand jedenfalls fest: Wer sich auf diese Reise begab, war hinterher sicher nicht weniger sonderbar als vorher.

Einen Nescafé in der Hand mischte ich mich unsicher unter die Proto-Pilger, die ihre Unzufriedenheit und vielleicht auch ein wenig spirituelle Verzweiflung hierher getrieben hatte. Es waren Leute, die sich selbst nicht leiden konnten und etwas dagegen unternehmen wollten.

»Religion ist eine Sache für Menschen, die sich vor der Hölle fürchten«, erinnerte ich mich irgendwo gelesen zu haben: »Spiritualität ist für diejenigen, die bereits dort waren.«

Der Jakobsweg war mehr als nur ein langer Spaziergang – irgendwie, wenn auch unter den Voraussetzungen des 21. Jahrhunderts, war es noch immer eine transzendente Erfahrung, die ein Leben verändern konnte. »Es ist eine Art Katharsis für ungeheuren Kummer oder persönliche Schande«, sagte jemand hinter mir, und ich musste ein trockenes Würgen böser Vorahnungen unterdrücken.

»Der wahre Camino beginnt erst, wenn man wieder zurück ist«, verkündete eine Veteranin der Pilgerfahrt, eine Frau, deren angespanntes Aussehen nicht ganz zu der Sanftheit ihrer Worte passte: »Heutzutage denke ich über das, was ich tue und über die Konsequenzen meines Handelns nach.« Die Leute sprachen über Einsamkeit und Verbundenheit und »eine Reihe völlig neuer Erfahrungen«, die man machen konnte. Konnte ich damit überhaupt umgehen? Von einem Hirn, aus dem seit etwa 1982 beständig Fakten und Wissen entwichen waren, war das ziemlich viel verlangt. Lernkurven waren zu Lernklippen geworden. Drei Jahre hatte ich den Volvo inzwischen, und ich machte meine Absicht, rechts abbiegen zu wollen, noch immer dadurch deutlich, dass ich Schaum auf die Heckscheibe spritzte.

Ich war erleichtert, mich wieder setzen zu dürfen, als der nächste Teil des Workshops begann, in dem es um die eher technischen Aspekte der Wanderung ging. Wunde Füße statt wunde Seelen. Kaum hatten wir es uns bequem gemacht, sprang eine Frau erregt von ihrem Sitz auf und trennte mit dramatischem Reißen ihre Hosenbeine in Kniehöhe ab. »Zwei Paar in einem«, bellte sie: »Also, wer will meine selbst-aufblasende Luftmatratze sehen?«

Wir bewegten uns nun auf für Engländer mittleren Alters vertrautem Terrain, und ich war nicht der Einzige, der darüber froh war. Um mich herum staunten die Leute über einen Rucksack mit eingebautem Wassertank, priesen den vielseitigen Nutzwert von Sicherheitsnadeln und diskutierten leidenschaftlich über das Design von Regenjacken. »Was ist mit Blasen?«, meldete sich jemand zu Wort und löste damit einen Sturm der Begeisterung aus.

In gewisser Hinsicht erwies sich diese spezielle Debatte als weitaus beunruhigender als der ganze transzendente Mumpitz. Prävention

war schön und gut – synthetische Socken tragen, die Füße in Alkohol baden – aber, ooh ja, um wie viel geiler und mittelalterlich authentischer war die Heilung. »Klar, wenn sich darunter Flüssigkeit angesammelt hat, stichst du das Teil einfach mit der Nadel auf und nähst es zusammen«, stimmte ein wettergegerbter Überlebender dreier Pilgerfahrten ein. Klar? Einfach? »Viele Leute vergessen allerdings, den Faden unter der Haut zu lassen«, fuhr er fort und fixierte seine gebannten Zuhörer mit ernstem Blick, »um die ganze Scheußlichkeit aufzusaugen.«

Natürlich gab es noch eine Vielzahl anderer Optionen, mit denen der Camino den Körper verheeren konnte. Der rote Einband des von der Bruderschaft herausgegebenen Reiseführers war zum Schutz vor allen möglichen unausweichlichen Schrecken der Natur laminiert. Darin las ich von Temperaturen, die sorglos die Skala rauf und runter wanderten: Zwischen zwei und 42 Grad war im April, dem Monat, den ich für meine Abreise gewählt hatte, alles denkbar – manchmal auch an einem einzigen Tag. Jemand erhob sich und berichtete von einem Sturm, der so schwer war, dass er und vier andere Wanderer die Arme miteinander verschränken mussten, während sie vom Winde verwehten Ackergeräten auswichen. »Am Tag davor waren zwei Pilger bei einem Blizzard in den Pyrenäen ums Leben gekommen.« In manchen der einsamen Wälder hausten noch immer Wölfe, und jemand hatte dort wieder Bären angesiedelt – jemand offenbar, der zwar das Herz am rechten Fleck hatte, aber auch scharf darauf war, dass mir meines von Meister Petz aus lauter Dankbarkeit aus dem Leibe gerissen wurde. Und erst vor einem Monat waren vierzehn Pilger im Schlaf von Kobolden erdrosselt worden.

Die Diskussion wandte sich Fragen des Gepäcks zu, und der Ton verschärfte sich zur prahlerischen Schroffheit besessenen Konkurrenzdenkens. »Ich halte es wie die ursprünglichen Pilger«, verkündete eine stämmige Frau mit dem prallen Gesicht einer Babuschka: »Ein Hut, eine Jacke und ein Stock.« Es wurde ernsthaft darüber diskutiert, ob man die Zahnbürste in zwei Hälften schneiden sollte; ob man nur ein Paar Socken mitnehmen sollte; ob man *keine Unterwäsche tragen*

sollte. »Hab ich letztes Jahr gemacht«, verriet ein Mann in kurzen Armeehosen mit unangebrachter Selbstgefälligkeit: »Ging ohne Unterwäsche. Nichts drunter.« Gut möglich, dass er diese hübsche Angewohnheit beibehalten hatte, doch ich hatte kein Verlangen, es zu überprüfen. Ein unbestimmtes, aber mir wohlbekanntes Gefühl der Unzulänglichkeit beschlich mich und offenbarte mir eine bedeutsame Wahrheit über mich als Pilger: Ich würde den Teufel tun und einen Rucksack tragen.

Zwar wollte ich mich diesen Leuten anschließen, ich sah aber nicht ein, warum ich jeden Unfug mitmachen sollte. Selbst wenn man sich die Hosen abschnitt und einen Schnürsenkel als Zahnseide benutzte, würde man noch immer acht Kilogramm mit sich herumschleppen – nur das Allernötigste wäre so schwer, als müsste man zwei fette neugeborene Zwillinge 500 Meilen lang auf den Schultern tragen. Davon abgesehen hatten Rucksäcke etwas äußerst Entmutigendes an sich: Zieh einen über, und die Albernheit deiner erbarmungswürdigen äußeren Erscheinung steigert sich um etwa 24 Prozent. Leute, die Rucksäcke tragen, haben keinen Spaß und wenn, dann die Art von Spaß, in denen Thermoskannen und Rubbelbilder eine Rolle spielen.

Zu unserer Gruppe gehörten etwa 80 Wanderer und, auf einem gesonderten Haufen in einer Ecke des Saales, vielleicht fünfzehn Radfahrer. Satteltaschen, Gepäckträger, Anhänger... ich konnte förmlich spüren, wie mir das Gewicht von den Schultern wich. Ich war schon halb aufgestanden, um mich zu ihnen zu gesellen, als ich den geflüsterten Kommentar eines besonnen wirkenden Mannes drei Plätze neben mir vernahm: »Ich denke darüber nach, ein Maultier zu nehmen.«

»Kein Maultier«, widersprach jemand, den ich nicht sehen konnte: »Schreckliche Tiere in unerfahrenen Händen. Starrsinnig. Alles, was man über sie sagt, ist wahr. Ich wohne in der Nähe eines Stützpunktes der Tragtier-Einheit der Armee, und selbst die sind auf Ponys umgestiegen.« Ich setzte mich wieder und lauschte.

»Auch kein Pferd. Ich war letztes Jahr da, und am zweiten Tag haben wir eine in Tränen aufgelöste Frau mit einer riesigen Stute gesehen. Sie konnte damit nicht umgehen.«

»Wählerische Esser.«

»Hypochonder.«

»Wenn ich einen auftreiben könnte, würde ich einen Esel nehmen«, sagte der Maultiergegnert. »Die fressen alles und sind unverwundlich.«

Ein entschlossenes Lächeln erschien auf meinem Gesicht und es war noch da, als ich eine halbe Stunde später hinaus in den Frühlingswind ging.

1878 reiste Robert Louis Stevenson nach Südfrankreich, kaufte sich einen Schlafsack und machte sich auf die Suche nach einem passenden Begleiter. »Ich brauchte etwas, das billig, klein und zäh war«, notierte er später in seinem Tagebuch, »und diese Voraussetzungen wurden von einem Esel erfüllt.« Für mich machten sie zwar eher einen Fiat Panda zum Favoriten, doch die Schilderungen seiner Abenteuer mit Modestine waren ein Quell der Inspiration. Für 65 Francs und ein Glas Brandy hatte er sich ein zwar langsames, aber zuverlässiges Lasttier besorgt, noch dazu eines – wie ich mir wieder und wieder sagte – das in der Geschichte der Christenheit von einzigartiger, authentischer Bedeutung war.

In letzter Zeit waren heftige theologische Debatten darüber entbrannt, die zumeist über Autoaufkleber in den eher ländlichen Gegenden der USA geführt wurden und die sich um die Frage drehten, welches das geeignete Transportmittel für Gottes Sohn bei seiner Wiederkehr sein könnte. Als Ableitung des Mantras der jugendorientierten Kirche »Was würde Jesus heute tun?« hat die Frage »Was würde Jesus fahren?« zu unterhaltsamen Neudeutungen der Heiligen Schrift geführt. Viel angemessener aber war die Frage: Was hatte Jesus geritten? Die Antwort lässt keinen Raum für Spekulationen – von der Wiege bis zur Bahre war Gottes Sohn auf dem Rücken eines Esels herumgetragen worden. Und wie ich schon immer gesagt habe, wenn auch nur im Hinblick auf lange Haare und die Unsterblichkeit: Was für ihn gut genug ist...

»Ein *Esel?*«, fragte meine Familie ungläubig im Chor. Sie sahen mich an, als würde selbst die Ewigkeit nicht reichen, um all die Gründe

aufzuzählen, die mein Vorhaben als absolut aberwitzige Idee auswiesen. Meine siebenjährige Tochter Lilja pickte wahllos einen heraus: »Er wird... dir auf die Füße treten.« Und dann lachte sie. Und lachte. Und lachte.

In diesem Stil ging es in den folgenden Wochen weiter, und ich hatte ausreichend Gelegenheit, jenes sanfte Lächeln zu verfeinern, mit dem ich den Spott meiner Familie ertrug: Vergib ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie tun. Sicher, ich war noch nie auf einem Esel am Strand geritten, noch hatte ich jemals einen im Streichelzoo gekraut. Unter anderem war das der Tatsache zu verdanken, dass ich vor allen Tieren, die größer sind als eine Katze, eine Scheißangst habe. Es gab eine Vielzahl von Argumenten, die man gegen die wichtige Entlastung vom Rucksack in die Waagschale hätte werfen können, doch jegliche logistischen Nachteile konnten mit ein bisschen Einfallsreichtum durch das zusätzliche spirituelle Polster ausgeglichen werden. Für einen lebenslangen Städter mit leichter Bauernhofphobie, wie ich es war, wertete die Betreuung eines leibhaftigen, großen Tieres meine Pilgerfahrt von einem langen Spaziergang zu einer Reise der Selbstoffenbarung auf.

Ein Esel würde also mein Büsserhemd sein und meine Wallfahrt zu einer echten Prüfung des Willens machen. Die zeitgenössischen Pilger, so hatte ich gelesen, machten sich mit der Bürde des Selbstzweifels oder der Hoffnungslosigkeit auf den Weg – von beidem würde ich mir durch die Fürsorgepflicht für ein Langohr reichlich aufladen. Dazu ein wenig christliche Weltanschauung der Art, wie man sie aus »Der Doktor und das liebe Vieh« kennt. Und da ich mich bereits dabei ertappt hatte, der Versuchung nicht widerstehen zu können, mir die Pilgerfahrt durch unlautere Mittel – Fahrräder, Trampen, öffentliche Verkehrsmittel – ein wenig zu erleichtern, bürgte ein Esel für moralische Korrektheit. Wen hätte ich mit einem Esel schon betrügen können? Eine Frage, die ich mit Birna nach meiner Rückkehr nicht erörtern wollte.

»Man sollte es mit der Vorbereitung nicht übertreiben«, hatte jemand beim Workshop gesagt: »Ohne Überraschungen ist es keine Entde-

ckungsreise.« Ein Ratschlag, den ich sehr genau beherzigte. Ich besorgte mir einen Spanischkurs aus dem Internet, aber wie es häufig bei dieser Quelle der Fall ist, war er von einem Spinner mit Hang zum Absurden erstellt worden. Ich gab mir wirklich Mühe, mich auf Sätze wie »Ich komme nicht aus Venezuela« oder »Hier ist der Fährhafen« zu konzentrieren, doch angesichts von Angeboten wie »Friss Scheiße und stirb« und »Verpiss dich, Wichser« erwies sich das als äußerst schwierig. Dann kaufte ich eine Taschenlampe, ein paar Sicherheitsnadeln und – möge der Herr meiner armen Sohle gnädig sein – ein paar offene Sandalen. Ich wusste jetzt schon, dass ich irgendetwas davon nicht finden würde, wenn die Zeit zum Packen gekommen war. Warum mussten es ausgerechnet die Sicherheitsnadeln sein?

Es war bereits April, und auf meiner Suche nach einem Esel war ich keinen Schritt weitergekommen. Das Internet hatte bei dem Versuch, einen willigen Esel aufzutreiben, ausnahmsweise versagt. Dafür war ich auf eine überraschend große Zahl von Lobliedern auf den Esel als Langstreckengepäckträger gestoßen. Allerdings waren alle auf Französisch, und da ich mit Begriffen wie Röhrbein oder Widerrist noch nicht einmal in meiner Muttersprache etwas anfangen konnte, war ich auf die Nutzung eines Online-Übersetzungsdienstes angewiesen. Er war ebenso kostenlos wie unberechenbar, nannte Gott »Unseren Meister« und taufte verschiedene europäische Städte in »Bevölkerung der Felder«, »Königin Brücke« und »Pony« um. Auf diese Weise erfuhr ich auch von dem Bretonen, der mit seinem Esel quer durch Frankreich gezogen war, »nicht als körperliche Heldentat oder Tourismus, aber als geistreicher Auftragsgang«. Oder von dem Optiker im Ruhestand, dessen Esel von »Mädchen geringer Tugend« durch die dunklen Straßen von Lyon geführt worden war und – oha – von dem belgischen Ehepaar, das mit zwei Eseln und zwei Töchtern den ganzen Weg von zu Hause bis nach Santiago zurückgelegt hatte. Darüber hinaus wurden mir die »Fünf Vorteile des Packesels« angepriesen.

Der erste war natürlich, dass »man mehr nicht tragen kann«. Nachdem er erklärt hatte, warum 56 Kilogramm Gepäck kein Problem für einen Esel seien, ereiferte sich der Autor über die nostalgische

Sentimentalität, durch die »der moderne Esel wie ein Schoßhündchen« behandelt wurde, um frühere Misshandlungen zu sühnen. Die Vorteile Nummer zwei und drei waren, dass ein Esel so gut wie nichts kostet und für eine freundliche und vertrauensvolle Beziehung zur einheimischen Bevölkerung sorgt. Das spitzbübische Wesen des Esels, das auch in scheinbar ausweglosen Situationen ein steter Quell der Freude ist, wurde unter Vorteil vier behandelt. Und zu guter Letzt, während mein Mauszeiger zitternd über dem »Fenster schließen«-Symbol schwebte, las ich vom Esel als einem kleinen, verschwiegenen, willigen Gefährten, der eine romantische Liebesgeschichte zu teilen weiß.

»Man kann einem Esel einen schönen Lebensabend bereiten, doch das erbärmliche Dasein davor bleibt für immer.« Mit dieser Gesinnung hat es das *Donkey Sanctuary* zu einer der erfolgreichsten Tierschutzorganisationen in Großbritannien gebracht und nimmt jährlich 13 Millionen Pfund an Spendengeldern ein. Finanziert wird sie größtenteils von Frauen, die alt genug sind, sich an die Zeiten zu erinnern, als die sanftäugigen Langohren noch auf den Feldern und Stränden geprügelt wurden. Die Gründerin des *Sanctuary*, Elisabeth Svendsen, hat ihren Job so gut gemacht, dass mittlerweile 3.500 dieser possierlichen Vierbeiner – drei Viertel der Gesamteselbevölkerung im Vereinigten Königreich – auf den tausend Hektar großen Weideflächen der Organisation in den Hügeln von Devon grasen. Drei Viertel! Dennoch sind noch immer sechzig Inspektoren des *Sanctuary* in Vollzeit unterwegs, um das Land nach Eseln in Not abzusuchen, oder überhaupt nach Eseln. Was für ein Job. »Dr. Svendsen? Inspektor Nr. 46 hier. Hören Sie, ich bin gerade im Savoy... ja, das Gleiche wie im Claridges Hotel – eine Menge Menschen, ein paar Hunde, kein Esel... nein, jetzt wo Sie es sagen. Ich schaue sofort unter dem Bett nach.«

Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, schlimme Dinge mit einem Esel anzustellen, und leider konnte ich das nicht für mich behalten. Warum hatte ich nicht einfach gelogen, als ich beim *Sanctuary* anrief, um einen Grundkurs in Eselbetreuung zu buchen. Ich hätte behaupten

können, Recherchen für eine Enthüllungs-Doku-Soap zu machen, oder dass meine stinkreiche, aber todkranke Großmutter um einen Bericht über die derzeitigen Zustände in der bedürftigen Eselgemeinde gebeten hatte. Die Dame, mit der ich sprach, war von meinem Vorhaben alles andere als begeistert, und ich konnte ihr das kaum verdenken. Einen Esel die Pyrenäen rauf und runter und danach noch weitere 500 Meilen weiter zu hetzen, vollbepackt mit Kram, den zu tragen ich selbst zu faul war: Das war genau die Art von Quälerei, die auszutreiben sich die Organisation auf die Fahnen geschrieben hatte, und dann komme ich und bitte um Unterstützung. Genauso gut hätte ich den Papst nach einer zuverlässigen Abtreibungsklinik fragen können.

Stattdessen gab sie mir die Nummer eines ihr bekannten Ehepaares, das kürzlich mit einem Maulesel durch Frankreich gereist war. »Sprechen Sie erst mit denen, dann schauen wir mal, ob Sie das noch immer für eine gute Idee halten.« Ihr Ton verhiess, dass ich das auf keinen Fall tun würde.

Wider Erwarten taten Rex Johnson und seine Frau ihr Bestes, um mich zu ermutigen – eigentlich schade, da ich mich darauf gefreut hatte, alles, was sie mir erzählen würden, als defätistische Propaganda abzutun. »War ein bisschen nervös, unser Sparkle. Lief häufig davon. Mochte Wälder nicht besonders – eigentlich jede Art großer Bäume. Oder Vögel.« Diese Offenbarung entlockte mir einen Laut, den Rex als eine Äußerung von Neugier, statt von Panik, interpretierte. »Ja, schon komisch. Besonders Schwäne. Ich glaube, es war die Reflexion ihrer Flügel auf dem Wasser. Ein paar Mal musste ich die ganze Nacht mit ihm aufbleiben.«

Die schrecklichen Bürokraten an der Grenze, die Notwendigkeit, dem Tier das Trinken aus der Flasche beizubringen – es dauerte eine Weile, bis die Johnsons aufhörten, den Katalog von eselsspezifischen Kümmernissen zu ergänzen. Ich hatte angenommen, das morgendliche Aufsatteln wäre eine eher harmlose Routineübung, doch nach ihrer Schätzung würde ich vor Sonnenaufgang aufstehen müssen, um um neun Uhr aufbrechen zu können. Danach würde ich alle zwei

Stunden den ganzen Kram wieder von dem Esel runterpacken müssen, damit er ausruhen konnte, bevor mir ein früher Feierabend, wie es das Übersetzungsprogramm im Internet so anschaulich beschrieben hatte, »Stunden des Grases und des Wassers« bescheren würde. Infolgedessen hatten sie nie mehr als sechzehn Kilometer an einem Tag geschafft. Selbst, wenn mir das gelingen sollte, und zwar an sieben Tagen in der Woche, würde ich fünfzig Tage für die Strecke von St Jean nach Santiago brauchen – mindestens zehn zu viel, wenn ich dem Ansturm spanischer Studenten, vor dem die Bruderschaft gewarnt hatte, entgehen wollte.

Der Gedankenfluss, den all das in Gang setzte, war einer ohne Wiederkehr und endete in Scheißdraufhausen. Bevor er mich mitreißen konnte, rief ich schnell noch einmal bei der Dame vom Eselasyll an. »Ich war mir noch nie einer Sache so sicher«, dröhnte ich in den Apparat und fegte ihre Skepsis melodramatischer als geplant zur Seite. Es folgte eine Stille, in der sie vermutlich ihre Alternativen erwog: Mich zu dem Kurs zuzulassen oder aber einen Esel in einem Land, das nicht für seine aufgeklärte Gesinnung in Bezug auf das Wohlergehen der Tiere bekannt war, in den Händen eines ahnungslosen Anfängers seinem Schicksal zu überlassen.

»Sie werden nicht auf ihm reiten«, befahl sie schließlich streng. »Ich verspreche es«, antwortete ich. Erzählen Sie Jesus nichts davon, aber das Gewicht eines erwachsenen Menschen übertrifft locker das Maximum dessen, was man einem Esel an Nutzlast zumuten sollte. Wieder Stille, die mit einem niedergeschlagenen Seufzer endete. »Wir erwarten Sie dann am 8. April.«

An diesem Tag saß ich also in einem mit unzähligen Auszeichnungen dekorierten Zimmer, dessen Bodenfläche von einem vierbeinigen Skelett dominiert wurde. Ohne bisher eines leibhaftigen Esels ansichtig geworden zu sein, wurde ich durch das fleischlose Exemplar einmal mehr an die beängstigenden Ausmaße dieser Biester erinnert.

Außer mir nahmen noch drei Schülerinnen und ihr Lehrer sowie eine Familie, zu der zwei Jungen im vorpubertären Alter gehörten, an dem Kurs teil. Die Schülerinnen waren vermutlich aufgrund der sehr

speziellen Anziehungskraft da, die alle pferdeartigen Lebewesen auf junge Mädchen ausüben, und die Familie, weil sie zwei Esel aus dem Asyl als Schoßhündchen adoptieren wollten – pardon, als pfiffige Zugabe für ihr Wochenendhäuschen in Hampshire.

»Man weiß gar nicht mehr, wozu Esel eigentlich *gut* sind«, hatte ich in einem Zeitungsartikel über den Erfolg des *Sanctuary* gelesen. Nun, das wollte ich ändern. Dabei wurde ich von der Behauptung auf der Website der Vereinigung der Eselzüchter ermutigt, dass »nur ein beschäftigter Esel ein glücklicher Esel« sei. Das klang nach einem Freibrief für Pilger, doch als unsere Betreuerin Judy Informationsbroschüren austeilte und ich in die freundlichen, ernsthaften Gesichter um mich herum sah, klang es eher nach einem Motto, unter dem hindurch ich durch das Eingangstor des *Sanctuary* gefahren wäre, wenn Dr. Goebbels hier das Sagen gehabt hätte.

Der Raum war vom Licht der Frühlingssonne und dem Geruch von Stallmist erfüllt. Zwei Mädchen in Sweatshirts der Organisation steckten ihre Köpfe zur Tür herein und erklärten, sie nähmen die Esel mit in den Wald, um ein bisschen Spaß zu haben. Vergeblich schaute ich mich nach jemanden um, mit dem ich ein süffisantes Grinsen hätte teilen können.

Zum Einstieg sahen wir uns einen Film an. *Equus asinus*, so erfuhren wir, hatte sich in Afrika entwickelt und kam erst mit den Römern auf die Britischen Inseln – der Esel hatte unsere Gestade knapp vor Jesus erreicht, aber durch einen glücklichen historischen Zufall nur knapp. Da sie von der Natur dafür vorgesehen waren, trockene Landstriche auf der Suche nach Nahrung zu durchstreifen, waren die Hauptfeinde des in Britannien beheimateten Esels Überfütterung, Bewegungsmangel und von der Feuchtigkeit verursachte Pilzkrankungen. Alle anderen kritzelten fleißig mit; ich lehnte mich zurück und lächelte zufrieden. (Das war etwa zwei Wochen, bevor ich entdeckte, dass Galizien aufgrund seiner klimatischen Bedingungen den Beinamen »Pissbecken Spaniens« erhalten hatte und dass ich meine Pilgerreise am Ende jenes Monats beginnen würde, der umgangssprachlich »Tausend Wasser« hieß.)

»Was Sie hier sehen«, erklärte Judy, während auf dem Bildschirm zwei Mädchen mit Pferdeschwänzen ein gelangweiltes Langohr durch eine Koppel führten, »ist ziemlich überholt. Das lehren wir nicht mehr.« Ich begriff nicht, was an dieser Methode so schändlich *démodé* war, doch die Aussicht, in modernsten Führtechniken ausgebildet zu werden, fand ich insgeheim sehr aufregend. Ich stellte mir vor, von dankbaren Einheimischen als *Don Burro del Futuro* gefeiert zu werden, als Mann, der die neuesten Erkenntnisse der Eselhandhabung nach Kastilien gebracht hatte.

Ich konnte die Esel nicht nur riechen, sondern auch hören – ein grauenvoller Lärm, der nichts mit dem vertrauten »iii-aah« gemein hatte, sondern vielmehr an den Versuch erinnerte, einen verrosteten Trecker zum Laufen zu bringen. Nach dem Mittagessen bekam ich auch endlich welche zu sehen. Wir wurden in einen gepflasterten Innenhof geführt, und vor uns stand ein halbes Dutzend dieser Viecher. Sie hatten auf dem Bildschirm schon groß genug ausgesehen. Jetzt kamen sie mir riesig vor. Riesig und störrisch und unbezähmbar.

Judy informierte uns, dass Coco, ein lebhaftes Männchen, das sein Dasein dem Aufspüren und Demütigen von Besuchern mit Asinophobie widmete, weggesperrt worden war. Damit standen für meine erste Begegnung noch zwei Exemplare zur Wahl: eines, das Besucher mit Pylonen zu verprügeln pflegte, oder alternativ eines, das sich auf das dentale Entwenden von Juwelen spezialisiert hatte.

»Oh, Mimosa ist ein richtiger Schatz«, hörte ich jemanden sagen. Und: »George ist schrecklich verspielt.« Ich hatte mir sagen lassen, dass der Mangel an brauchbaren Handbüchern über den Umgang mit Eseln der Unmöglichkeit zu verdanken war, allgemeine Prinzipien auf so eigensinnige Lebewesen anzuwenden, aber die hier schienen mir alle gleich zu sein. Wie verkaterter Ponys mit langen Ohren schlurften sie lustlos und wie benebelt über den Innenhof. Es waren Vorzeigeesel, doch sie sahen aus und fühlten sich auch so an, als wären sie aus alten Fußmatten zusammengenäht worden. Das Mädchen neben mir tätschelte einen, und eine große, braune Staubwolke erhob sich in den Himmel.

Eines dieser Tiere hieß genauso wie ich, was mir leider erst klar wurde, nachdem ich die Anwesenden mit einer recht panischen Erwidern auf die Anweisung »Tim, du dämlicher Trottel, beweg' deinen Arsch!« erheitert hatte. Er war nicht der Einzige: Im Register von Elisabeth Svendsens Buch »Eine Leidenschaft für Esel« hatte ich noch einen Tim gefunden (übrigens kein Buch, das man gut sichtbar im Regal aufbewahren sollte). »Vor sechs Jahren«, so begann die entsprechende Seite, »war Timothy ein fröhlicher, normaler Wallach in seinen frühen Dreißigern.« Eine gerade für mich denkwürdige Einführung in eine unvergessliche Geschichte über Freundschaft, Eifersucht und vor allem ständigen Missbrauch. Die Schlussepisode wurde mit blutrünstigem Behagen erzählt: »Mit einem Messer bewaffnet attackierte die Bande Timothy und zerschnitt ihm die Ohren... das Blut rann ihm in die Augen, und er irrte noch immer verzweifelt über die Weide, als der nichtsahnende Besitzer mit der Abendkarotte eintraf.«

Daher war es umso erfreulicher, auf einen jüngeren Namensvetter zu treffen, der bei bester Gesundheit und mit intakten Ohren ausgestattet war. Er war soeben im Begriff, Vorteil Nummer fünf zur Schau zu stellen. Während wir zusahen, wuchs sein ohnehin majestätisches Anhängsel und regte ihn dazu an, Mimosa für eine Tätigkeit in Anspruch zu nehmen, die Judy mit Rücksicht auf die jüngeren Zuschauer als »Schubkarre spielen« bezeichnete.

Dieses Schauspiel trug nicht unbedingt zu meiner Beruhigung bei. Selbst ein kleiner Esel war ohne weiteres in der Lage, einen zweieinhalb Zentner schweren Mann über ein Feld zu schleifen. Wickelte man die Leine geistesabwesend um einen Finger und das Tier rannte los, könnte man sich möglicherweise – und in zwei überlieferten Fällen ist das auch wirklich passiert – auf Daumensuche in die Büsche begeben.

Es gelang mir nicht ansatzweise, den wichtigen Knoten hinzubekommen, mit dem man den Esel an was auch immer festbinden konnte. Die einfache Schlaufe, die Judy zwischen den Fingern hielt, verwandelte sich durch ein paar magische Handgriffe in ein

komplexes gordisches Gewinde. George biss ein Loch in meine neue Jacke. Als ich zeigen sollte, wo sich Sams Widerrist befand, sorgte ich durch die Zurschaustellung meiner mangelnden anatomischen Kompetenz erneut für ausgelassene Heiterkeit.

Dies alles geschah natürlich, bevor ich einen Esel überhaupt berührt hatte. Je mehr ich von ihnen sah, desto größer erschienen sie mir, und als Judy meine Hand an Sams Schulter führte, war ich hoffnungslos eingeschüchtert. Es war nicht einfach nur ihre Größe oder ihre Kraft. Ich hatte mich daran gewöhnt, die Exekutivgewalt über die von mir gesteuerten Transportmittel zu haben: Man tritt ein Pedal und kommt schnell von A nach B; oder man tritt in zwei Pedale und kommt etwas langsamer dorthin. Aber hier war es anders, ich hatte keinerlei Kontrolle. Mit der Begeisterung eines Mannes, der mit nassen Händen einen summenden Lichtschalter reparieren muss, stieß ich meinen Finger in Sams Schenkel. Er gab nach, und Sam zuckte leicht zusammen. Ich hatte meinen ersten Esel gepiekt.

Der Anfang war gemacht; von nun an ging es bergab. Ich legte das Halfter falsch herum an, wurde unziemlich über den Innenhof gestoßen und dachte so lange darüber nach, wie ich die Hinterhufe untersuchen sollte, ohne einen Tritt in die Fresse zu bekommen, dass Sam tatsächlich im Stehen einnickte. (Es sollte über einen Monat dauern, bis ich begriff, dass dies die Standardschlafstellung der Esel war.) »Sie müssen die Schulter benutzen«, ermahnte mich Judy: »Lehnen Sie sich in ihn hinein, und er lässt Sie seinen Huf hoch nehmen.« Alle anderen, selbst die kleinen Jungs, hatten die Übung längst gemeistert und versammelten sich nun um mich, um zuzusehen. Ich stemmte mein Gewicht in Sams erhitzten Körper, und allmählich gelang es mir, mit einer Technik, die weniger mit einer sachgerechten Vorgehensweise als mit einem Wettbewerb im Armdrücken zu tun hatte, sein Knie nach hinten zu beugen und seinen Huf mit der Unterseite nach oben in meinen Schoß zu legen. Kaum hatte ich das geschafft, ließ ich ihn fallen und sprang angewidert auf. Wo soeben noch vergnügt gekichert wurde, herrschte nun betretenes Schweigen. »Was ist?«, begegnete ich ungehalten den versteinerten

Mienen um mich herum: »Kommt schon, er ist voller Kacke und anderem Zeug.«

Ich brachte schließlich ein paar eilige Kratzer zustande, aber keiner von uns beiden hatte an diesem Erlebnis viel Freude. »Für ihn ist es wie Nägel schneiden«, sagte Judy aufmunternd, als Sam ein weiteres Mal auskeilte.

»Wohl eher Nägel ausreißen«, murmelte ich.

Sam musste besänftigt werden, und Judy zeigte mir, wie das ging. »Das hier sollten Sie alle mal versuchen«, meinte sie, versenkte ihre Hand freudig in den Tiefen des nächst gelegenen Eselsohres und kratzte mit ihrem Knöchel darin herum. Das wohlige Entzücken, das die trockene Luft erfüllte, ließ erahnen, dass dies für alle anderen ein beiderseitiges Vergnügen war. Doch als ich bis zum Handgelenk in Sams speckigen Gehörgang eindrang und er sabberte und bebte, fühlte ich mich so schmutzig, als hätte man mich genötigt, unanständige Dinge zu tun. Hier stand ich also, in der dunklen Ecke eines Stalls im Südwesten von England, und penetrierte die Körperöffnungen eines Esels.

Am Abend wurde ich von solchen Zweifeln befallen, dass ich in meiner gemütlichen kleinen Pension kaum schlafen konnte. Der Tag hatte mir gezeigt, dass man all das, was ich nicht über Esel wusste, in einem dicken Buch mit dem Titel »Der Esel« hätte niederschreiben können. Ich hatte gehofft, der zweite Tag würde zumindest einige der größeren Bildungslücken schließen können, doch stattdessen taten sich weitere Abgründe auf. Das Thema lautete medizinische Grundversorgung von Eseln, und im Hörsaal befanden wir uns bald auf dem Gebiet des proximalen Ballensegments. Eine Zeichnung der Art, wie man sie aus IKEA-Bauanleitungen kennt, verriet mir, dass der »Widerist nur einen Tropfen im riesigen, dunklen Ozean der Eselsphysiologie darstellte. Wo man auch hinsah gab es Fesseln, Kruppen, Griffel und Kronen. Allein zu jedem Huf gehörten eine Saum-, Kron-, Wand-, Strahl- und Sohlenlederhaut.

»Der Hufschmied hat gerade einen Fall von Laminitis«, erklärte Judy strahlend, »und ich hoffe, Ihnen noch eine Infektion des Hufhorns

zeigen zu können.« Zum täglichen Gesundheitscheck gehört, den Atem des Esels zu kontrollieren, speckige Stückchen aus dem Inneren seiner Ohren herauszuknipsen, sich die Temperatur jedes Hufes zu merken und, sollte es ein Wallach sein, »den Schlauch zu überprüfen und, falls nötig, zu säubern«. Ich wurde mit dem Sommerkezem bekannt gemacht, das einen Esel bei ausbleibender Behandlung rasch in einen vierbeinigen Homer Simpson verwandelt: kahl und gelb. Das einzige Heilmittel – und an dieser Stelle kam mir der Verdacht, dass diese ganze Veranstaltung ein bis in alle Einzelheiten geplanter Scherz auf meine Kosten war – bestand aus einem aus dicken Wolldecken gefertigten Strampelanzug für Esel. Die anderen Beschwerden klangen alle eher mittelalterlich: Borkenflechte, Dasseln, Kolik oder auch – aua – Strahlfäule.

Konnte mir der »Dummkoller« noch ein mitfühlendes Kichern entlocken, so wurde mir beim »Hammelschweif« endgültig schwarz vor Augen. Dabei handelte es sich um eine »aufgrund einer Nervenkrankung gelähmte Schweifrübe, die nicht stolz getragen werden kann, sondern schlaff herunterhängt«. Soviel zum Thema romantische Liebesabenteuer. »Wenn eine Nebenhöhlenentzündung wirklich schlimm wird«, erklärte Judy düster, »hilft nur noch eine Trepanation.« Ich erspare Ihnen die Details dieses Verfahrens, bei dem unter anderem Handsäge, Meißel und Sonde zum Einsatz kommen.

Mir war klar, dass ich nicht einmal in der Lage sein würde, die weniger heiklen Heilverfahren anzuwenden. Der Begriff »Holzteer« war in meinem Spanisch-Wörterbuch ohnehin nicht zu finden, und solange mir niemand etwas anderes erzählte, würde ich beim Abreiben mit Glukose wohl auf eine Flasche Gatorade zurückgreifen.

Meine Vorstellung vom Esel als pflegeleichtem Lasttier hatte bereits durch die Lektüre von »Eine Leidenschaft für Esel« mächtig gelitten. Die Zielgruppe dieses Werkes waren zwar kleine Mädchen, und es begann auch recht harmlos mit einer Einführung von Virginia McKenna, doch es endete mit den Worten: »Siehe auch Abszesse, Kastration, Lahmheit, Ödem, Starrkrampf«. Ich fand heraus, dass Esel sogar einen Sonnenbrand bekommen können, was mir angesichts

ihrer afrikanischen Abstammung wie blanker Hohn erschien. Und liebe Güte, waren ihre Eingeweide empfindlich. Wie zum Teufel konnte eine Butterblume einen Esel töten? Oder eine Eichel? »Die Eibe ist ebenfalls giftig«, las ich auf der Broschüre, die Judy verteilte: »Infizierte Tiere werden normalerweise verendet aufgefunden.« Am tödlichsten war das Kreuzkraut, ein an sich harmloses Pflänzchen, das in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung allen möglichen anderen Gewächsen ähnelt.

Es gab ein ganzes Kapitel über Würmer: Spulwürmer, Bandwürmer, Lungenwürmer. Ich bemerkte, dass ich schon lange das Interesse verloren hatte, als ich zur Melodie von »Ein Männlein steht im Walde« »Madenwurm am Anus« zu murmeln begann. Am Ende notierte ich nur noch abwesend Begriffe, die ich zufällig aufschnappte: Krätze, Zink, Warze, Schimmel, Bremse, Skrotum. Immerhin erfuhr ich, dass ich mir zu meiner Reisezeit keine Sorge um einen Fadenwurm namens Cyathostomes machen musste, da er nur im Februar und November auftrat. Außerdem waren nur wenige dieser Krankheiten auf den Menschen übertragbar. »Ach ja«, zwitscherte Judy mit einem maliziösen Lächeln in meine Richtung: »Esel können nicht kotzen.«

Nachdem ihr Vorrat verheerender Pestilenzen endlich erschöpft war, führte uns Judy zu den Ställen. Dort machte sich ein gebeugter Schmied mit einer fiesen Klinge gut gelaunt an einem infizierten Huf zu schaffen und entfernte große Fetzen, bis der verwitterte Asphalt mit Hornsplintern übersät war. »Ich nehme an, Sie planen nicht, einen Esel zu adoptieren«, lachte er, als er mich zurückschrecken sah. »Himmel, nicht doch«, antwortete ich: »Ich laufe nur mit einem quer durch Spanien.« Und mit einem entgeisterten Ruck und einer rustikalen Verwünschung schnitt er sich in den Finger.

Die Zeit drängte, und Judy spürte meine Sorge. Sie nahm mich mit in den Innenhof und gab mir einen praxisorientierten Schnellkurs im Anlegen eines Hufwickels, was ohne Publikum halbwegs erträglich war. Sie erörterte noch einmal die Grundlagen der medizinischen Versorgung, die ich angesichts meines Vorhabens wahrscheinlich benötigen würde. »Wenigstens werden Sie von Schlamm und Regen

verschont bleiben«, beendete sie ihren Vortrag: »Das verursacht immer die meisten Probleme.« In meiner Ahnungslosigkeit brachte ich ein erleichtertes Lächeln zustande.

Zum Schluss gab es noch eine Prüfung. Ich las die erste Frage – »Woran erkennen Sie, dass Ihr Esel gesund ist? – und sobald ich sah, dass als Antwort »Hinken« und »Leuchtende Augen« zur Auswahl standen, war ich mir sicher, zu bestehen. Doch obwohl die Urkunde, die ich erhielt, mir Fertigkeiten in allen Aspekten der Grundversorgung von Eseln, inklusive Stallführung, bescheinigte, gab sich niemand im Raum irgendwelcher Illusionen hin. Sie alle hatten gesehen, wie ich vor George davongelaufen und von Sam über den Hof gestoßen worden war. Sie wussten, dass ich Angst vor Eseln hatte und sie wussten außerdem, dass das auch die Esel wussten. Selbst die in Frankreich, wie ich drei Wochen später herausfinden sollte.